

(Nachdruck verboten.)

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Erik Mauthner.

„Meine Herren,“ wendete sich Schmidt-Lesébvre an seine Anwesenden. „Ich stelle Ihnen hiermit den berühmten Bombivant und Liebhaber Stanislaus Lopinsky vor. Er ist ein Mann von viel Geist und noch mehr Phantasie. Er hat mich eben aufgefordert, Toilette zu machen. Ich werde meinen Kammerdiener rufen lassen. Er wird aus der Tiefe meines Wäschekranzes katifene Hemden zu meiner Auswahl vornehmen und mir meine besten Lackstiefel und meinen seidenen Künstlerschlupf bringen. Aachen Sie nicht, meine Herren! Stanislaus Lopinsky hat es nicht so eilig, wie er sagt. Wir wollen ihm ein paar Flaschen Sekt vorsetzen. Oder sollte er eine Vorliebe für unser Abendbrot haben, Mehlpanne genannt? Jedenfalls, Brüderl, wirst Du uns die Ehre erweisen, Dich ein Weilschen auf diesem schwellenden Sofa niederzulassen. Denn es wird eine Weile dauern, bevor ich mit meiner Toilette fertig bin. Ich bestze nämlich in diesem Raum, ehrlich gestanden, nicht viel mehr, als ich auf dem Leibe trage. Es wären dann noch zwei Gummiträger. Diese bedürfen der Seife, die ich nicht besitze.“

Die Genossen Schmidt-Lesébvres hatten lachend zugehört.

„So weit sind Sie?“ rief Lopinsky.

„Omnia mea mecum porto.“

„Ich verstehe,“ sagte Lopinsky. „Wollen Sie es aber nicht für die andern übersehen?“

Es blickte gemächlich in den kleinen Augen Schmidt-Lesébvres auf. Er schlug sich mit den Fingern auf die Stirn und nach der Gegend des Herzens.

„Hier und hier habe ich alles, was ich brauche. Hier mein Talent, um das Du mich beneidest, Brüderl, und hier . . .“

Er holte aus der Brusttasche eine kleine schmierige Ledermappe, die gefüllt war mit allerlei gestempelten Papieren.

„Und hier, Brüderl, meine Konzeption, ohne welche Du mit samt Deinem Schwalbenschwanz und Deinem Claquehut und Deinem Gesichterschneiden nichts als das erbärmlichste Ebenbild Gottes. Ein Mensch, der wer weiß von welchem Seitenzweig der Schöpfung herrührt. Denn Du, Brüderl, Du stammst nicht von Adam.“

„Sie wissen wohl, meine Herren,“ sagte Lopinsky zu den Anwesenden Schmidt-Lesébvres, „daß dieser grimmige Humor ein besonderes Kennzeichen meines Freundes ist.“

„Herr Direktor,“ drängte Hantinger, „kommen Sie, kommen Sie. Sie können sich ja auf dem Wege bei Herrn Direktor Lopinsky einkleiden. Herr Neumann erwartet uns, der Besitzer des Kronprinzen-Theaters. In einer Stunde ist unser aller Glück gemacht. Kommen Sie, Herr Direktor Schmidt-Lesébvre. Ich bin der Dramaturg. Mein Name ist Hantinger.“

„So ist Hantinger der Name eines erbärmlichen Sklaven,“ rief Schmidt-Lesébvre. „Und dieser deutsche Name?“

Er wies auf Bohrmann.

„Ein Autor,“ rief Hantinger. „Kommen Sie, kommen Sie!“

„Meine Herren,“ sagte Schmidt-Lesébvre und drückte seinen Genossen einem nach dem andern die Hand. „Blicken Sie nicht so betrübt! Allerdings sind Sie vorübergehend auf Mehlpanne gesetzt und von Ihren Gattinnen und Kindern durch die rötlichen Mauern dieses Hauses getrennt. Aber Sie haben doch ein sicheres Brot. Diese hier aber werden einmal mit Ihnen tauschen wollen. Kommen wird der Tag! Essetai kemar! . . . Das ist griechisch, meine Herren! Nichten Sie sich stolz in die Höhe, meine Herren, denn dieser blonde Name ist nur ein Autor, und dieser schwarze Habicht ist sogar nur ein Dramaturg. . . . Ich sage nicht Lebewohl, ihr Herren! Auf frohes Wiedersehen! . . . Ich gehe mit dem Dichter voraus. . . . lebt wohl, Herr Inspektor, und grüßt mein Weib und Kind, wenn sie kommen sollten. . . . auch Euch sage ich Dant und auf Wiedersehen!“

## XIII.

Es war acht Uhr, als die vier Herren in den Wagen stiegen. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und wirbelte Staub auf. So einsam, wie das Asyl da stand, man atmete schlechte Luft der Großstadt. Langsam kamen vom Westen her, wo die Sonne in einem Meer von Staub glühend unterzugehen schien, immer noch die müden und trostigen Gestalten.

Schmidt-Lesébvre sprach aus.

„Fort, fort!“ schrie er heifer. „Es ist eigentlich doch nicht der höhere Komfort.“

Lopinsky nannte eine Nummer der Französischenstraße, der Kutscher sollte seinen Gaul in ein Füllgefäß verwan deln. „Das ist ein ganz sinnloser Umweg,“ sagte Hantinger nervös zu Bohrmann. „Ich wohne bequemer.“

„Jawohl, aber haben Sie ein Duzend Oberhemden? Können Sie meinen Freund Schmidt einkleiden?“

„Wohnst Du immer noch in der Gegend?“ rief Schmidt-Lesébvre. „Sie müssen nämlich wissen, meine ehrenwerten Herren Sklaven, daß Lopinsky unter sämtlichen Chambré garnie-Wirtinnen von Berlin immer die in der Französischenstraße hineinlegt. Er will nicht zu weit ab von der Intendantur des königlichen Schauspielhauses wohnen. Es ist der Traum seines Lebens, daß dort einmal einen Bombivant nach dem ersten Akt der Schlag trifft und in der Verzweiflung Lopinsky gerufen wird, um weiter zu spielen. Er rechnet auf sein Glück.“

Plötzlich fiel es ihm ein, daß er als Direktor auf den guten Platz gehöre, daß Bohrmann als Autor neben dem Dramaturgen rückwärts zu sitzen habe. Als Bohrmann aber bereitwillig tauschen wollte, blieb Schmidt-Lesébvre lachend sitzen.

„Nachher, nachher, wenn mein Selbstgefühl durch saubere Wäsche und Lackstiefel gehoben ist. Was haben Sie eigentlich geschrieben? Gewiß ein Römerstück!“

Hantinger hat aber, man möchte zuerst das Geschäftliche erledigen; er sei von Herrn Neumann dazu beauftragt, nach dem Rechten zu sehen.

„Langweilen wir uns doch nicht mit all dem Schacher,“ sagte Schmidt-Lesébvre ärgerlich. „Ich denke, Lopinsky kennt meine Bedingungen. Sie sind immer dieselben.“

„Ich kenne sie,“ sagte Lopinsky schmerzhaft. „Dreihundert Mark monatlich. So lange das Theater sich hält.“

„Hundert Thaler.“

„Aber lieber Freund, das ist doch dasselbe.“

„Hundert Thaler!“ rief Schmidt-Lesébvre eigenjünnig. „Und eine Pulle Sekt als Weinlauf und allgemeine Amnestie für den erhaltenen Vorschuh.“

„Zugestanden,“ sagte Lopinsky und nickte mit dem Kopf. „Nicht zugestanden. Ich habe nicht zu bitten, ich habe Bedingungen zu stellen.“

„Ja doch, lieber Freund,“ sagte Lopinsky begütigend. „Aber mir ist, als ob wir über das Drama unsres Autors gesprochen hätten. Sagen Sie doch, lieber Bohrmann. . .“

„Ich habe hier zu fragen,“ rief Schmidt-Lesébvre. „Wollen Sie mir in kurzen Zügen den Inhalt Ihres Römerdramas erzählen?“

„Es ist kein Römerdrama, Herr Direktor. Der Stoff ist der biblischen Geschichte entnommen oder vielmehr der biblischen Poesie. Der Titel schon wird Ihnen das Wesentliche verraten. Das hohe Lied Salomonis. . .“

„Kennimus: das hohe Lied! Canticus canticorum, Schir haschirim! Der König Salomo hat es nicht gedichtet, und die Kirche hat der Dichter nicht gemeint! Ein Erotikon, das in die Bibel gekommen ist, wie Pilatus ins Credo. Kennimus! Habe ich auch einmal schreiben wollen, wie ich jung war. Mein Stück spielte im Harem des Königs Salomo, und seine tausend Weiber kamen alle vor.“

Schmidt-Lesébvre erzählte oder erfand einzelne Scenen aus seinem alten Plane. Bohrmann erstaunte über die Kühnheit des Entwurfs; er hatte sich mit einer einfachen Fabel und vier Personen begnügt, abgesehen von zwei Vertrauten, einem Feldhauptmann und einem Voten.

Wieder hielt die Drofschle, und Lopinsky trieb die Herren zur Eile. Er bewohnte ein hübsches Zimmer im ersten Stockwerk. Dort langte er nach längerem Suchen ein

weißes Hemd, Kragen, Stulpen und eine weiße Halsbinde hervor. Während Schmidt-Lesébvre mit Waschen und Umkleiden beschäftigt war, sollte Gantinger, als Dramaturg, die Kleider des Herrn Direktors ausbürsten. Mit seiner Wirtin wäre Lopinsky gerade entzweit. Gantinger zierte sich nicht lange, der guten Sache wegen.

Nach einer kleinen Viertelstunde sah Schmidt-Lesébvre ganz gesellschaftsfähig aus. Nur rasieren mußte er sich noch lassen, und seine Füße staken immer noch in den gestickten Pantoffeln.

„Gantinger,“ sagte Lopinsky, „Sie als Dramaturg werden Herrn Neumann begreiflich machen, daß mir das alles ersetzt werden muß.“

Und er stellte abermals nach längerem Suchen ein Paar Lackstiefel vor den Direktor hin. Er lächelte dabei.

„Schnell, schnell . . . wenn es möglich sein sollte.“

Aber es ging nicht. Trotz Gantingers Hilfe gingen die Lackstiefel nicht über die kräftigen Füße. Geschmeichelt und belustigt schaute Lopinsky zu.

„Ja, ja,“ murmelte er, „Lopinsky's Füßchen.“

„Mir kann's gleichgültig sein,“ sagte Schmidt-Lesébvre und streckte sich auf dem Sofa aus. „Ich bin nicht gequält. Ein Glas Bier wäre mir lieber als der ganze Herr Neumann, und zwei Glas Bier könnten mich selbst für Lopinsky's Hemd entschädigen.“

„Ernsthaft, ernsthaft!“ flehte Gantinger. „Die Zeit vergeht. Wo nehmen wir ein Paar Stiefel her? Sonntag, abends!“

Bohrmann machte schüchtern einen Vorschlag. Er glaube zu wissen, daß er besonders kleine Füße habe. Er habe das einmal gehört. Er trage aber . . . aus Bequemlichkeit . . . recht, recht weite Stiefel. Vielleicht . . .

Schon hatte ihn Gantinger auf einen Stuhl genötigt und zog ihm die Stiefel aus.

„Oderlähne,“ rief er froh.

„Lopinsky's Lackstiefelchen kann Bohrmann doch nicht tragen,“ sagte Lopinsky überlegen.

Sie paßten aber, und in Bohrmann's Stiefel konnte Schmidt-Lesébvre bequem hineinschlüpfen. Lopinsky schüttelte ungläubig den Kopf.

„Versuchen Sie, ob Sie darin gehen können, Herr Autor,“ sagte er scharf.

Bohrmann erhob sich und ging auf und nieder.

„Sie drücken aber doch jedenfalls?“

„Ein bißchen eng sind sie mir wohl,“ antwortete Bohrmann unbefangen. „Ueber dem Spann.“

„Das dachte ich mir,“ rief Lopinsky befriedigt, und man wollte aufbrechen.“

„Einen Hut!“ rief Gantinger; „der Herr Direktor hat keinen Hut.“

„Warum haben Sie keinen Hut?“ rief Lopinsky herausfordernd. „Sie haben doch gewiß einen Hut gehabt. Aus allem wollen Sie Kapital schlagen.“

Ruhig stand Schmidt-Lesébvre mit den Händen in den Hosentaschen da.

„Es ist sehr fraglich, ob König Salomo einen Hut besessen hat. Auch pflegen im Vorzimmer die Hüte abgelegt zu werden. Der Droschkentuschler verlangt ebenso keinen Hut von mir. Ich brauche also keinen Hut. Und dann habe ich ihn dort aus Dankbarkeit zurückgelassen, nicht davon zu reden, daß Du Dich über den Dedel entsetzt hättest, den ich aus Dankbarkeit dort zurückgelassen habe. Ueberhaupt . . . hat jedes Bierseidel einen Dedel? Ergo braucht auch nicht jeder Mensch einen Dedel zu haben.“

„Ernsthaft, meine Herren, ernsthaft!“ flehte Gantinger.

„Hier!“ rief Lopinsky und schleuderte dem Direktor einen alten grauen Filz zu.

„Prächtigt!“ sagte Schmidt-Lesébvre, „eine Feder dazu, und ich spiele darin den Karl Moor. Ich ernenne ihn zu meinem Lieblingshute. Er nimmt jede Form an. Seht einmal zu.“

Und er wollte eine Vorstellung zum besten geben. Aber die andern drängten zur Eile.

Noch bei einem Barbier wurde Halt gemacht; Schmidt-Lesébvre kam nach einer Weile schmucl aus dessen Laden heraus, und dann — es war noch nicht halb zehn Uhr — hielt die Droschke am Rosenthaler Thor vor Maschas „Palast“.

Als die Herren klingeln wollten, öffnete der Diener schon die Thür und führte sie durch das halb abgeräumte Speisezimmer in eine kleine Fremdenstube. Sie möchten da einen Augenblick warten.

„Darum also Räuber und Mörder!“ rief Schmidt-Lesébvre. „Für dieses Zellengefängnis hätte ich Lopinsky's festliche Toga gar nicht anzulegen brauchen.“

Da traten die Herren Lofe und Neumann herein. Herr Lofe verbeugte sich kurz und hieß die Herren willkommen. Trotzdem er Gesellschaft habe, bitte er, diese Stube als die ihrige zu betrachten und hier ihre Geschäfte zu erledigen. Seine Gäste seien im Begriffe, aufzubrechen, und es wäre darum verfehlt, in so später Stunde noch einen Unbekannten einzuführen.

Als Herr Lofe wieder herausgegangen war, nahm Neumann das Wort. Er sei ein einfacher Geschäftsmann und wolle mit Höflichkeit keine Zeit verplempern. Ob Herr Schmidt-Lesébvre wirklich im Besitze einer gültigen Konzession, einer für Berlin gültigen Konzession sei, und ob er vor einem Notar einen rechtsgültigen Vertrag unterschreiben wolle.

Mürrisch und gereizt sagte Schmidt-Lesébvre zu allem „Ja“.

Dann wandte sich Neumann an Lopinsky:

„Hören Sie mal, lieber Lopinsky. Vorhin, wie mir die Szekal damit kam, daß Sie keine Konzession hätten und auch keine bekommen könnten, da habe ich mich zuerst ganz dumm geärgert. Im Anfang ist man immer dumm. Die Szekal hat aber nach wie vor Vertrauen zu Ihnen und will det Geld schaffen. Mein Schwager nu aber meint . . . sagen Sie 'mal, Lopinsky: Warum können Sie keine Konzession kriegen? Es muß doch ein Warum haben.“

Lopinsky schnitt mit einer eleganten Handbewegung jede weitere Frage ab.

„Ich bin Pole, Herr Neumann . . . ich habe mich . . . in den politischen Bewegungen . . . die Polizei würde das alles ausgraben, wollte ich mich bewerben.“

Schmidt-Lesébvre lachte ungrimmig vor sich hin.

„Ich beneide Dich, Bruderl. Sogar ein Pole bist Du? Pscha krew!“

„Es ist mir nur, daß ich weiß, was Sie gesagt haben,“ sagte Neumann.

„Und nu, Herr Schmidt-Lesébvre, haben Sie die Konzession mitgebracht?“

„Jawohl,“ riefen Gantinger und Lopinsky.

„Dann bitte ich, lassen Sie sie da. Ich werde sie von meinem Rechtsanwält prüfen und Ihnen die Verträge aufsetzen lassen. Ich denke, in acht bis vierzehn Tagen is alles flatt.“

„Mein ist der Helm, und mir gehört er an,“ rief Schmidt-Lesébvre, „und Prozeri kann ich nicht leiden. Mißtrauisch bin ich nie gewesen und dulde so was nicht. So behandelt man mich nicht. Wissen Sie, wer ich bin, Herr Neumann? Ich bin der Direktor Konrad Schmidt-Lesébvre! Und jetzt wil ich wieder nach Hause gehen. Erschrid nicht, Bruderherz! Dein Eigentum lege ich meinetwegen auf der Stelle wieder ab. Nur die Stiefel bargt mir wohl der Dichter, und meinen Lieblingshut behalt' ich.“

Gantinger hatte Herrn Neumann etwas zugeflüstert.

„Seien Sie nicht so ungemütlich, lieber Freund,“ rief der jetzt, während Gantinger sich ängstlich die Hände rieb. „Lernen Sie mich erst besser kennen. Das Geschäft ist gemacht. . . . Gantinger sagt mir eben, daß Sie auch noch hundert Thaler Ueberfielungskosten beanspruchen?“

„So ein . . .“

„Ich bin nicht kleinlich. Das Geschäft wird gemacht. Wir wollen es gleich mit einer Pulle Sekt begießen.“

Er öffnete die Thür und rief einen Diener.

„Das blies Dir ein Gott ein,“ rief Schmidt-Lesébvre, „wenn auch durch den Mund des Gantinger. Seit einer Stunde verdurste ich, und diese Banditen haben mir noch nichts andres als Seifenschäum um die Lippen schmieren lassen. Sekt ist mir lieber.“

Der Diener brachte eine Flasche Champagner und Gläser; hinter ihm erschien Mascha, an ihrem Arme die Szekal, die bereits zum Fortgehen bereit war und unter ihrem weißen Spitzentuch noch schöner ausfah als früher.

Mascha wollte nur ihren Dichter wieder begrüßen und sich den fremden Direktor einen Augenblick ansehen. Er schien ihr zu gefallen. Sie drückte ihm die Hand, entschuldigte sich mit ihren Pflichten und verschwand wieder.

Die Szekal war sofort auf Lopinsky zugetreten.

„Ich habe mir gesagt, Lopinsky mit seinem Glück muß bis halb zehn Uhr zurück sein. Wären Sie fünf Minuten später gekommen, so hätte ich nicht mehr an Sie geglaubt. . . . Ist alles in Ordnung?“

„Alles, meine teuerste Freundin.“  
 Indessen war der Wein eingeschenkt worden, und Neumann forderte zum Trinken auf. „Der Direktor des Kronprinzen-Theaters soll leben!“  
 „Dreimal hoch!“ rief Schmidt-Lefebvre. „Weil ich es nämlich bin.“

Und so rasch als der Diener das Glas wieder füllen konnte, trank er es dreimal aus.

„Hier, Herr Neumann, mein würdiger Chef und Mäcen! Hier ist das unschätzbare Altentück, das mich schon über manchen Abgrund hinübergetragen hat. Der Sekt war gut, ich habe Vertrauen zu Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Kaum eine Kunstart birgt im engen Rahmen kleiner Mittel eine so reiche Möglichkeit von Kombinationen, kaum eine hält alle äußerlichen Wirkungen so fern, und kaum eine ist thatsächlich so vielfach gepflegt worden wie die Kammermusik. Heute verstehen wir unter ihr, kurz gesagt, das Zusammenspiel weniger Solo-Instrumente. Ihre sozuzunehmend elementare Hauptform ist das Streichquartett, das den „viestimmigen Satz“ ebenso rein im Instrumentalen ausprägt, wie es der vierstimmige Gesang im Vokalen thut. Noch immer besitzen wir keine umfassende Geschichtsforschung der Kammermusik; doch bereits jetzt läßt sich ahnen, welches Mißverhältnis besteht zwischen der gewöhnlichen Auswahl von solchen Werken für den Konzertgebrauch und dem überhaupt vorhandenen. Fast kein neuerer Komponist, der nicht wenigstens auch ein Streichquartett geschrieben hat. Daneben ist die Literatur für Klavier und Violine wohl etwas spärlicher, doch immerhin ansehnlich, was ja bei der Dauerhaftigkeit dieser Form für den Hausgebrauch nahe liegt. Geringer schon ist anscheinend der Vorrat für Klavier und ein andres Instrument (Violoncell, Flöte uiv.). Streichtrios sind nicht eben häufig, Klaviertrios sind einigermaßen zahlreich, Klavierquartette und Klavierquintette sind es minder — obgleich alle diese Formen speciell von häuslichen Liebhaberkreisen sehr gesucht werden. Nun aber die vielleicht feinsten der Kammerformen: einerseits die Quintette, Sextette und Octette für Streicher, andererseits die Kombinationen für Streich- und Blasinstrumente. Wer einen Ueberblick über die Werke haben will, die es auf diesem Spezialfeld und überhaupt auf dem Gebiete der Kammermusik giebt, wird bei der geringen Zahl öffentlicher Musikbibliotheken und noch dazu bei der meist üblichen Unausgearbeitetheit ihrer Kataloge gut thun, sich zunächst an Verlagskataloge zu halten; hervorragend sind darunter das von Breitkopf u. Härtel herausgegebene „Verzeichnis der Kammermusik-Bibliothek“ und das thematische Verzeichnis von „Pagnès kleiner Partitur-Ausgabe“.

Ueber 4 Stimmen hinaus nehmen die Streicherkombinationen rasch ab. Haydn hat neben seinen 83 Streichquartetten anscheinend kein Quintett geschrieben, weil — wie er sich geäußert haben soll — „sein's b'stellt worden ist“. Welche herrlichen Schätze in jener Quartettreihe liegen, trotz mancher Gleichförmigkeiten, glaubt man zu wissen und erfährt es trotzdem erst dann, wenn man einer Aufführung beiwohnt wie der neulich in den letzten Quartettabend Galix 2c. Die Anknüpfung „Quartett Es-dur“ bedurfte einer Ergänzung, da es viele Es-dur-Quartette von Haydn giebt. Es handelte sich um das 6. der als op. 64 herausgenommenen, das 68. in der chronologischen Reihe. Wer etwa noch nicht recht wußte, welche Rolle der Humor auch in der Tonkunst spielt — vielleicht auch, wer mit dem Humor in der Welt überhaupt noch nicht zurechtzukommen weiß: an dem Trio dieses Quartetts konnte er es lernen. Vor einer derartigen reizenden Altväterei mühte wohl selbst der Verdrossenste heiter werden. Ein da capo wäre hier weit besser angebracht gewesen als bei so vielen minderen Gesangsleistungen. Daß jene Quartettgesellschaft ein solches Stück prächtig spielte, bedarf wohl nicht erst einer Hervorhebung. Auch ihre Wiedergabe von Beethovens so einzig melodiosen C-moll-Quartett dürfte den meisten Hörern viel Freude gemacht haben und war jedenfalls an Genauigkeit, Klangreinheit usw. vollendet. Mag nun sein, daß in meine Auffassung solcher Leistungen irgend ein falsches Princip hineingeraten sei: allein für mich fehlte hier über jene Vorgänge hinaus doch so gut wie alles. Ueber Phrasenformung läßt sich streiten; doch die Vortragweise der Herren, in der sie gleich anfangs das erste Glied der zweiten Thementheile in das Ende der ersten Thementheile hineinzogen, erscheint mir direkt eine Verleumdung und jedenfalls nicht nachahmenswert zu sein. Unter einem Scherzo kann man auch wohl etwas andres verstehen, als was hier unter diesem Namen vorgebracht wurde, und im Trio des Menuetts (Allegretto) kam das Motiv vor lauter bescheidener Feinheit gar nicht recht heraus.

Eine Novität war anscheinend auch das Streichquartett op. 10 von Musikdirektor Karl Thordorby, das neulich in einem der allen und allem zugänglichen „Kunstabende“ der „Unabhängigen“ zum Vortrag kam. Es ist ein nicht übles Spiel mit den hergebrachten

Formen, das ohne Ambition einer Selbstständigkeit und mit manch langweiliger Breite doch in den Motiven und in der Sagensweise auch wohlgefällig zu sein versteht.

In der an Kammermusikwerken so reichen letzten Woche kam an Streicherwerken, die über die Quartettstufe hinausgehen, ein Sextett, eines der beiden, die Brahms geschrieben hat, und zwar das erste, op. 18 B-dur. Es würde sich doch wohl lohnen, endlich einmal Julius Zellners Sextett op. 32 (noch ungedruckt) vorzuführen; schon wegen des Vergleichs mit jenem glücklicheren Meister. Das vorgelegene Werk zeigt Brahms in verhältnismäßig günstigem Licht: die kunstvolle polyphone Arbeit ist manchmal noch gehoben durch Stellen, die auch dem einleuchten, der mehr als eine gelehrte Kunst erwartet; das viele Formalistische, das namentlich im Finale kommt, in welchem die schöpferische Kraft erschöpftlich nachläßt, muß freilich mitgenommen werden.

Einer der verdienstvollsten Konzertabende der ganzen letzten Zeit war das 2. Konzert der „Berliner Kammermusik-Vereinigung“, um so verdienstvoller, als es sich mit zwei im letzten Augenblick geholten Vertretungen helfen mußte (Flötist Schmeling und Hornist Littmann). Als Novität — wenn ich nicht irre — kam eine Sonate C-moll für Klavier und Oboe, von M. Kurischus, einem anscheinend noch unbelannten jüngeren Komponisten, der weder „anempfindet“ noch selbständig „stümt“, Jedenfalls „fällt ihm etwas ein“. Doch beschränkt sich dies aufs Motivische, und auch dies bleibt schon durch den idyllischen Zug des Ganzen, beim Harmlosen, Spielenden. Man hatte hier wieder ein Beispiel dafür, wie wenig unsre Komponisten streben, auch im Rhythmischen Neues zu schaffen. Jedenfalls hätte manches recht Liebliche in dem Werk, namentlich im Scherzo, einen nachdrücklicheren Erfolg verdient als den thatsächlich erreichten, der kaum die typische Höhe der in der Singalademie gewohnten Erregung erreichte.

Am verdienstvollsten war jenes Konzert, leider nur mit Hilfe einer schwer ermüdenden Zeitausdehnung, durch sein Vorführen von Kammermusikstücken, die aus Zusammenstellungen von Violon- und andern Instrumenten bestehen. Zuerst kam das vielleicht klassischste Werk dieser Art: Beethovens Sextett op. 20 für vier Streicher (Violine, Violine, Violoncello, Contrabaß) und drei Bläser (Klarinette, Fagott, Horn). Richard Wagner fungiert in einem der Aufsätze aus seiner Jugend die Erzählung, daß er beim Wandern auf eine Zigeunerlapelle stieß und von ihr, nachdem er ihr besonderes Vertrauen gewonnen, dieses Sextett mit einem tiefjüngigen Ausdruck zu hören bekam. Jedenfalls war jene Aufführung, die wir da hörten, nicht so, wie sie Wagner sich gedacht hatte. Unbeschadet der Korrektheit und „Schönheit“ im einzelnen, ähnlich wie bei Galix, doch minder, ging das Ganze in einem gleichmäßig matten und kühlen Mittelmaß von Bewegung und von Stärkegrad vorüber. Der Primarius, Kammervirtuos Johannes Nierisch, gab diesen Ton wohl hauptsächlich an; doch versuchte in dem besonders schlaff gespielten Scherzo — also dem hier ebenfalls am meisten gefährdeten Satz — auch der Cellist keinen kräftigeren Ausdruck. Oder sollte dies „historischer“ Stil sein? Aus Beethovens Jugendgeschichte dürfte gerade dies am wenigsten zu erweisen sein. Beethovens Trio G-moll op. 63 für Klavier, Flöte, Violoncello führte und zurück in die Blütezeit romantischer Melodienpracht, deren Verquickung mit Passagenwert allerdings ebenfalls zur Charakteristik der damaligen Musik gehört. Das Sextett B-dur op. 6 des zumal in München sehr angesehenen Komponisten Ludwig Thuille, für Klavier und 5 Bläser, war bereits bekannt. Die großenzüge, in denen es gearbeitet ist, das sozusagen feste Sigen der Passagen im Gesamtbild des Werkes und andre Vorgänge machen es jedenfalls zu einem der glücklichsten, wenn auch nicht allerbedeutendsten Repertoirstücke. Martha Hornig ist als Vertreterin des Klavierpartes hier und in früher genannten Stücken mit Respekt zu erwähnen.

Die Kammermusik, die vielleicht entschiedenste Bewährung des Sages, daß die Musik, wie man sich wohl ausdrücken darf, die socialste Kunst ist, verlangt wie kaum eine andre Kunstart ein Verzicht auf solistische Effekte und ein Zueinanderleben aller Beteiligten. Auf volalem Gebiet ist es ähnlich mit Duetten. Herr und Frau Staudigl zeigten in ihrem neulichen Konzert, wie weit eine allmähliche Gewöhnung aneinander die Leistungen angleicht. Beider Stimmen sehr süßig, zum Teil gut gebildet, sehr umfangreich und besonders bei Frau Staudigl in der Tiefe voll kräftigen Ausdrucks, doch nicht frei von etwas Derbem und von Schwankungen der Tonreinheit, zumal bei Tonwendungen nach abwärts. Cornelius und Löwe waren die Hauptkomponisten des Abends. Des ersteren Duettkomposition von Heyses „In Sternennacht“ zeigte auch, daß in Heyseschen Werken doch mehr liegt, als manche glauben; und des letzteren „Esler, ein Liederkreis in Valladenform“, gehört wohl zu dem Prägnantesten auf diesem Gebiete. — 82.

## Kleines Feuilleton.

— Die Salvator-Saison in München. Der „Frankf. Zig.“ wird aus der bayrischen Hauptstadt unterm 19. d. M. geschrieben: „Danz, zwoa, drei — a'fussa! — Heiii!“ So braust das Kommando aus 3000 Köhnen durch die randverschleierte, rembrandtdunkle Kellerrhalle der Paulaner- (Schmederer-) Brauerei, wo der allein gesegnete „Salvator“ Deutschlands (nur die Spatenbrauerei hat eine Patentschutznahme) ausaeschänkt werden darf. Und 3000 Köhnen

leisten dem Kommando tapfer Folge. Dann fällt die 36 Mann starke Janitscharenmusik mit einem kräftigen Marsch ein und danach erkönt es wieder ein drittesmal: „Daus, dwa, drei — g'uffa! — Heiii!“ Der einzige Chorus, der dem glücklichen Völkchen gestattet ist, Sie dürfen nicht singen, nicht schreien, nur den Salvator-Salamander dürfen sie brüllen. Das Gebot der hohen Polizei wird nicht übertreten. Dafür sorgt die Brauerei selbst. Kein Säuhmann, kein Gendarm ist zu sehen. In blaugrauen Weinleibern, schwarzen Lustrejanen und borbirten Mägen gehen und stehen die Brauburken umher, eine fast unmerkliche Bewegung mit der Hand, ein bescheidenes Klirrendes, von einem festen Blick begleitetes Wort, und ordnungsmäßig flüht sich die Menge den vorgezeichneten Wegen und künftigt sich jedes erhitzte Gemüt. Vor dreißig oder vierzig Jahren hat noch der Gendarm die Ordnung gehalten und wie ist es da zugegangen! Da ist man überhaupt nur auf den Rothberg mit dem Vorkap gepilgert, zum Salvator jemand ordentlich durchzuprügeln. Freilich, mitunter ist man selber durchgeprügelt worden. Heute hat man keine blauen Flecke mehr zu riskieren, höchstens wenn man den Rothberg oder einen andern Berg hintersteht. Letzteres kommt freilich nicht selten vor. Aber vor der Faust des Nachbarn braucht man sich nicht mehr zu fürchten. Die Sitten sind milder geworden. Damals sahen allerdings nur Männer beim Becherfrieden. Wehe dem weiblichen Wesen, das sich — ausgenommen die alterwürdige Kellnerin — in die Halle gewagt hätte! Nach und nach hat man dem schwachen Geschlecht den Mittwoch zugestanden, der seitdem ein Honoratiorenabend geblieben ist, und seit Jahren ist ein Drittel der täglichen trinkfreundigen Besucher *genoris finini*, das sich hier als ein sehr starkes Geschlecht erweist. Alle Stände findet man hier vertreten, und wer es nicht drinnen wagt, trinkt draußen vor dem Thore im Wagen seine Maß. So gegen 10 000 Menschenkinder drängen sich täglich in Halle und Garten. Man kann das genau berechnen, denn man muß an Sonn- und Feiertagen 20 Pf. Eintritt bezahlen. Und verzapft werden täglich 150 bis 160 Hektoliter! Wie viel Liter das sind, weiß nur der Schänkelner, wenn er abends seine Rechnung mit großem Ueberfluß macht. Am Sonntag hat die „Gregory“ begonnen. Am nächsten Montag wird wahrscheinlich der Spund wieder zugeschlagen. Lange dauert die Heerlichkeit nicht, darum muß man sich dazu halten. O, der glücklichen, sorgenbannenden Tage! Da droben ist alles Böse vergessen, man trinkt und lacht und jauchzt. Aber das Erwachen! Am Dienstag kommt das Erwachen! —

— Ueber den Ursprung des Wortes *Sau* in den schwäbischen Ausdrücken „saunähig“, „Sauglode“ usw. sprach unlängst Dr. v. Freydox in Stuttgart. Der Redner ging aus von der eigentümlichen Rolle, die ein andres Tier, der Hund, in verschiedenen Sagen spielt. Er tritt oft auf in Ausübung obrigkeitlicher Funktionen. Die Erklärung dafür liege in einem sprachlichen Mißverständnis des Volks, welches das alte Wort *himo*, das den Vorsteher der Hunderschaft bezeichnete, später volksetymologisch als Hund deutete. Der Ausdruck „auf den Hund kommen“, der aus dem Kartenspiel stammt, bedeutete ursprünglich nichts als „auf 100 kommen“. Ähnlich steht in dem Worte *Sau*, sofern es als Ausdruck der Steigerung benutzt wird, nicht die Bezeichnung für das Tier, sondern der erste Teil des gotischen Wortes für 1000 *thusundi*, *thus*, der einem Sanskritwort *tavas* entsprechend „viel, groß“ bedeutet. Die Verwandlung von *thus* in *Sau* mache allerdings lautliche Schwierigkeiten. Es mußte eine volksetymologische Anlehnung an das Wort *Sau* angenommen werden. Das Kartenspiel mit dem Worte *Daus* = *Sau* biete einen erklärenden Uebergang. Das *Sau* in *saunähig* würde also nur groß bedeuten, die *Sauglode* wäre die große Glode. Redner führte noch aus, wie manche der mit „*Sau*“ gebildeten Redensarten oder an die *Sau* sich knüpfenden Sagen durch die von ihm vorgezeichnete Theorie eine ungezwungene Erklärung finden. —

**Aus dem Tierleben.**

on. Enten und Muscheln. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich manche Muscheln gelegentlich an die Flügel von Schwimmbögeln anheften, indem sie sich mit ihren Schalen daran festklammern, und sich so von einem Ort zum andern tragen lassen. Dieses Verfahren bildet zweifellos ein sehr wesentliches Mittel zur Verbreitung der Süßwasser-muscheln, die sich ja über Land nicht bewegen und daher nur durch Vermittlung eines anderen Gegenstands oder Wesens von einem Binnengewässer zum andern gelangen können. Darwin hat diese interessante Verbindung zwischen Muscheln und Wasserbögeln bereits in Betracht gezogen. Das klingt zunächst ganz harmlos, aber die Sache hat doch für die Vögel ein großes Bedeuten. Es ist z. B. verbürgt, daß man in dem amerikanischen Staate Virginia keine Enten hat einführen können, weil die dortigen Gewässer zu zahlreich mit Muscheln besiedelt sind, die sich den Schwimmbögeln an die Beine und sogar an den Schnabel anheften und ihnen so geradezu das Leben unmöglich machen. Ein Mitarbeiter der Pariser „Revue Scientifique“ berichtet jetzt einige weitere Beobachtungen über dieses wenig freundschaftliche Verhältnis zwischen Muscheln und Enten. Eines Tags bemerkte er auf dem Fluße Dender im Hennegau eine weibliche Ente, die kaum zu schwimmen vermochte, und es stellte sich heraus, daß sich eine große Süßwasser-Muschel mit ihren Schalen in eine

der Schwimmbaute eingeklemmt hatte und so der Ente den Gebrauch des einen Beins fast unmöglich machte. Die Anwohner des Flüsschens bestätigten, daß so etwas häufig vorkomme. Wenn die Enten abends in ihre Behausung zurückkehren, so schleppt oft eine oder die andre eine Muschel an ihrem Fuß mit sich. Derselbe Beobachter teilt aus der gleichen Gegend bei dem belgischen Städtchen Nis einen noch merkwürdigeren Fall mit. Er sah dort auf einem Kanal eine junge Ente, deren Schnabel von einer ungewöhnlich großen Muschel zu geklemmt war. Der Vogel machte verzweifelte Anstrengungen, sich von dem tödtlichen Feind zu befreien und stieß dabei klägliche, querselige Laute aus, die auf eine ernste Notlage schließen ließen. Es wäre dem Entlein sicher nicht gelungen, die Muschel loszuwerden, wenn nicht ein Entenich zu Hilfe gekommen wäre und mit einem großen Aufwand von Geschrei, Flügel schlagen und Schnabelheben den Zweifshaler schließlich zerschmettert hätte. Wahrscheinlich war die junge Ente beim Tauchen auf die halbgeöffnete Muschel gestoßen, hatte sich das Weichtier zu Gemüt führen wollen und zu diesem Zweck den Schnabel zwischen die geöffneten Schalen gesteckt. Die Muschel aber verstand keinen Spaß und klappte sofort ihre von kräftigen Muskeln regierten Schalen zu, und nur war der Angreifer zum Gefangenen geworden. Die Muscheln gehören auch noch für andre Tiere zu den gefährlichsten Feinden, und besonders einige in Meere lebende Geschöpfe machen wahrscheinlich überaus oft eine angenehme Bekanntschaft mit der Kraft, die der Zweifshaler in seinen Schließmuskeln besitzt. Die Seeferne haben ein besonderes und überaus wirksames Verteidigungsmittel gegen die Muscheln erworben. Wenn sie nämlich einen ihrer Arme aus unvorsichtiger oder räuberischer Absicht zwischen die geöffneten Schalen einer Muschel gebracht haben und diese läßt ihre Schalen zuschnappen, so sondern sie einen ätzenden Saft aus, der in die Muschel hineinfließt und deren Muskeln derart lähmt, daß die Schale sich wieder öffnet. Die auf so viel niedriger Stufe stehenden Seeferne sind also gegen den Angriff von Muscheln gut bewaffnet, während eine Ente dagegen fast gänzlich wehrlos ist. —

**Humoristisches.**

— Rahe. Einödbauer: „Was mi der Kerl scho g'ärgert hat! Jetzt thu i eahm aber die Größ'n ab! Jetzt wird er verklagt!“

Moosbauer: „Zwegen was verklagt 'n dem?“

Einödbauer: „Ja dös waß i no nell! Aber verklagt wird er, der Tropf, der elendige!“ —

— Aus der Töcherschule. Eine höhere Tochter beginnt ihren Aufsatz über den Sonnenaufgang mit den Worten: „Wenn ich mich morgens aus dem Bett erhebe, hat man einen wunderschönen Anblick!“ —

(„Jugend“.)

**Notizen.**

c. Journalismus in Grönland. Der Journalismus wird in Grönland durch eine einzige Zeitung repräsentiert, die von einem Herrn Goeller, der Verleger, Drucker, Herausgeber und Zeitungsredakteur in einer Person ist, begründet wurde und noch heute geleitet wird. Die Bureau der Zeitung, die zweimal im Monat erscheint, befinden sich in Goodthaal, und alle zwei Wochen unternimmt Goeller zur Verteilung seiner Zeitung eine lange Reise auf Schlittschuhen durch das Land. Ursprünglich war die Zeitung nichts weiter als eine Sammlung roher Illustrationen, allmählich führte Goeller dann erst Worte, Sätze und schließlich Artikel über Tagesangelegenheiten ein. Man kann sagen, daß er viele Abonnenten erst eigentlich lesen gelehrt hat. —

c. Die Comédie Française in Paris wird als eine ihrer ersten Neuheiten ein Stück von Brieux „Une petite amie“ bringen. —

— August Bungerts Oper „Kausikaa“ hatte bei der Erstaufführung im Dresdener Hoftheater einen starken Erfolg. —

— Das erste Heft des soeben erschienenen Werks „Die Karikatur der europäischen Völker“ (Berlin, A. Hofmann u. Co.) ist in Oesterreich durch einen Gerichtsbeschluss mit Beschlagnahme belegt und verboten worden. Der Grund zu dieser Verfügung wurde gefunden in dem Bild „Ortus et Origo Papae“ von Lucas Cranach und der letzten Beilage, einer englischen Karikatur auf die französische Revolution. —

t. Ein großes Bassin wird gegenwärtig in einem Fels des neuen Jerome-Parks bei New York eingeprengt. Hierbei sind nicht weniger als 3 Millionen Kubfuß Gestein und 2½ Millionen Kubfuß Erdreich zu beseitigen. Der Fels ist von großer Härte und 850 Arbeiter sind dauernd mit dem Bohren und Sprengen beschäftigt. Das Werk ist gegenwärtig etwa zur Hälfte vollendet. Das Becken bedeckt eine Fläche von über 100 Hektar. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 24. März.